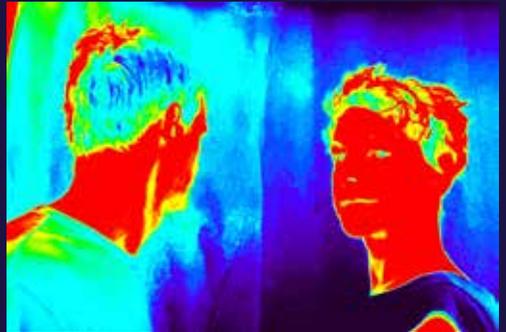
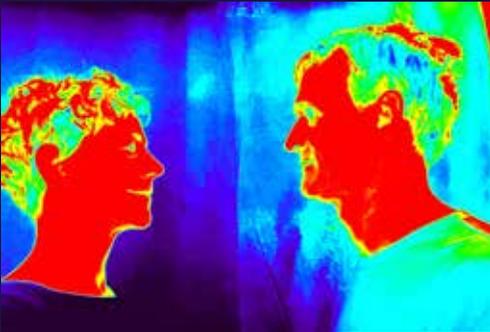


KLAUS NEUNDLINGER



TEXT & DIALOG

WARUM WIR FÜREINANDER WICHTIG SIND

Praktische Philosophie und der Wert persönlicher Beziehungen

Klaus Neundlinger

Warum wir füreinander wichtig sind

Was macht den Wert persönlicher Beziehungen aus? In Beziehungen tauschen wir Gedanken aus, schenken den Anderen Zeit oder nehmen ihre Zeit in Anspruch. Wir sagen oder tun etwas und erhalten dafür Anerkennung oder Kritik. Beziehungen zeichnen sich durch diese Wechselseitigkeit des Gebens und Nehmens aus, deren Wert in der Vergleich- und Austauschbarkeit liegt. Der Wert von Beziehungen liegt jedoch auch in ihrer Einzigartigkeit. Unsere Bedürfnisse nach Zuwendung, Anerkennung, Trost oder Freude nehmen innerhalb verschiedener Beziehungen eine jeweils andere, spezifische und situierte Gestalt an. Diese entfaltet sich, weil wir sie als nicht wiederholbare Geschichte erleben. Aus der Spannung zwischen Vergleichbarkeit und Einzigartigkeit erwächst der Wert persönlicher Beziehungen.

KLAUS NEUNDLINGER (geb. 1973) hat Philosophie und Musikwissenschaft in Salzburg und Wien studiert. Er forscht seit vielen Jahren zu den Themen Arbeit und Organisation und hat zahlreiche philosophische, kulturwissenschaftliche und organisationstheoretische Publikationen zu Wissensarbeit, neuen Arbeitsformen, Arbeitsbeziehungen und zu Herausforderungen der Organisation im digitalen Wandel verfasst. Sein aktueller Schwerpunkt liegt in der transdisziplinären Erforschung interaktiver Technologien im Bereich des beruflichen Lernens. Er hat an der Universität L'Orientale in Neapel, an der Universität Wien, an der JKU Linz und an der Donau Uni Krems unterrichtet.

Klaus Neundlinger

Warum
wir füreinander
wichtig sind

Praktische Philosophie
und der Wert persönlicher Beziehungen

Verlag Text & Dialog

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Bibliographic information published by Die Deutsche Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek lists this publication
in the Deutsche Nationalbibliografie;
detailed bibliographic data are available
on the Internet at <http://dnb.dnb.de>.

© 2023 Verlag Text & Dialog, Dresden
B. & R. Kaufmann GbR

Konkordienstraße 40 | D-01127 Dresden

Tel.: (+49)351/427 10 30 | M.: 0174/310 77 23 | Fax: (+49)351/219 969 56
www.text-dialog.de

Umschlaggestaltung, Satz und Layout: René Kaufmann (Text & Dialog)

Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes

ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.

Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Made in Europe.

ISBN 978-3-943897-78-4

INHALT

Prolog	9
1. Persönliche Beziehungen – Entscheiden ist alles?	
<i>Eine Entscheidung ist zu treffen</i>	15
<i>Nähe und Distanz</i>	16
<i>Werte sind Erlebnisse, die der leiblichen Erfahrung entspringen</i>	20
<i>Praktische Philosophie: vernunftgeleitetes Entscheiden und Handeln</i>	28
2. Ethik der Beziehungen – Ansprüche von innerhalb und außerhalb	
<i>Ethik und Moral: der Unterschied zwischen angewandter und Angewandter Ethik</i>	35
<i>Die zwei Seiten der Angewandten Ethik: Anspruch und Überforderung</i>	41
<i>Gegenstand der Angewandten Ethik der Beziehungen</i>	44
<i>„An sich wertvoll sein“ oder: die älteste Frage</i>	48
<i>Eine persönliche Frage</i>	49
<i>Philosophieren heißt, den Sinn einer Frage zu klären</i>	50
3. Sind Beziehungen ihrem Wert nach unvergleichbar?	
<i>Eine weitere Unterscheidungsmöglichkeit zwischen Ethik und Moral</i>	53
<i>Die Beantwortung einer dringlichen Frage steht noch aus</i>	55
<i>Unvergleichbares vergleichen?</i>	56
<i>(Un-)Vereinbarkeit</i>	61
<i>Woher kommt eigentlich der Begriff „Wert“?</i>	64

4. Wert und Wertschätzen	
<i>Vom Wert zum Wertschätzen</i>	65
<i>Drei Ebenen des Wertschätzens</i>	66
<i>Werte: extrinsisch/intrinsisch vs. instrumentell/nicht-instrumentell</i>	71
<i>Am Beispiel des Wertes der Vertraulichkeit</i>	74
5. Beziehungen als Ausdruck wertbestimmter Einstellungen	
<i>Folgenbetrachtung: Individualismus, Utilitarismus</i>	75
<i>Beziehungen als Wert: Handlungsfolgen vs. Ausdruck von Haltungen</i>	77
<i>An einem Beispiel: Mehrsprachigkeit</i>	83
6. Einander zugehören – die antike Idee von guter Beziehung	
<i>Philia: Einige Grundzüge der aristotelischen Freundschaftslehre</i>	87
<i>Freundschaftsgründe und Freundschaftsarten: Nutzen, Lust und Gutes</i>	89
<i>Freundschaft als Selbstverhältnis und intersubjektive Praxis</i>	93
<i>Ökonomie der Beziehungen – οἰκείον</i>	97
7. Beziehungen als Ressource	101
<i>Sozialer Tausch: Vom kulturellen Kapital zum Sozialkapital</i>	103
<i>Sozialkapital als privates und als öffentliches Gut</i>	106
<i>Zu-Gehören</i>	108
<i>Beziehungen als produktive Ressource: der organisationstheoretische Blick</i>	111
<i>Der ökonomische Blick auf den Wert</i>	122

8. Wechselseitige Zeugenschaft. Freundschaftsideale heute

<i>Fragen zum Ressourcenbegriff</i>	127
<i>Nachhaltige Gestaltung von Beziehungen im Unternehmenskontext</i>	129
<i>Von der Selbstliebe zu den Technologien des Selbst</i>	131
<i>Was ist das „Spannende“ an Beziehungen?</i>	134
<i>Beziehungen und ihre materielle Infrastruktur</i>	134
<i>Dürfen wir das denn? Beziehungen als konkrete Verpflichtungen</i>	136
<i>Der Wert der Freundschaft: Infragestellen – Lernen – Wachsen</i>	142
<i>Gut gegen Individualismus: Freundschaft als Gegen-Mittel</i>	146

9. Einander fremd werden. Das Unheimliche an Beziehungen

<i>Muster als Quelle von Sicherheit und Entfremdung</i>	149
<i>Das Unheimliche, das aus Brüchen in Beziehungen entsteht</i>	158
<i>Verstörung von innen: Verwerfungen in der Persönlichkeitsstruktur</i>	164

10. Das zweite Leben.

Virtuelle Räume als Beziehungsräume

<i>Wahlfreiheit und Verfügbarkeit in Beziehungen</i>	171
<i>Virtuelle Agenten, Avatare und Gemeinschaften</i>	184

11. Vertrauen als institutionalisierte Urteilskraft

<i>Akzeptierte Verletzbarkeit oder: eine Praxis des Zwischen etablieren</i>	195
<i>Nichts Mechanisches: Befugnisse, Urteilskraft</i>	197
<i>Institutionelle Bedingungen und Spielräume:</i>	
<i>Vertrauen vs. Gleichgültigkeit</i>	200

<i>Moralischer Einsatz: Das Gewebe des Vertrauens</i>	203
<i>Vertrauen erhalten, Vertrauen entwickeln</i>	206
<i>Das Prinzip des Vertrauens</i>	209
12. Vertrauen ist eine Praxis	
<i>Relationalität, Optionalität, akzeptierte Verletzbarkeit</i>	213
<i>Vertrauenklima, intakte und gute Vertrauenspraxis</i>	217
<i>Praxisvertrauen</i>	221
<i>Die Rationalität des Vertrauens: der intrinsische Wert der Praxis</i>	229
Epilog	233
Bibliographie	239

PROLOG

Was bedeutet es, anderen zu vertrauen? Wie viel an Zuwendung, Aufmerksamkeit und Unterstützung soll ich in Nahebeziehungen geben, wie viel darf ich nehmen oder mir von den Anderen erwarten? Wie viel an Gemeinsamkeit und Übereinstimmung braucht es zwischen befreundeten Personen oder Paaren und wie viel an Verschiedenheit? Was bedeutet Entwicklung in persönlichen Beziehungen?

All diese Fragen münden in einer grundsätzlichen Fragestellung: Was macht den Wert persönlicher Beziehungen aus? Dem Begriff des Wertes liegt eine Spannung zugrunde, die auch für den Bereich der Beziehungen gilt. „Wert“ steht einerseits für Vergleichbarkeit bzw. für die Möglichkeit, Dinge auszutauschen oder zu ersetzen. In diesem Sinn wohnt dem Begriff eine Tendenz zum Allgemeinen inne. Eines kann an die Stelle des Anderen treten, kann für ein Anderes gegeben oder genommen werden. In Beziehungen tauschen wir Gedanken aus, schenken den Anderen Zeit oder nehmen ihre Zeit in Anspruch. Wir sagen oder tun etwas und erhalten dafür Anerkennung oder Kritik. Beziehungen zeichnen sich durch diese Wechselseitigkeit des Gebens und Nehmens aus, deren Wert in der Vergleich- und Austauschbarkeit liegt. Darüber hinaus sind die Bedürfnisse, die wir in Beziehungen entwickeln, allgemeiner Natur. Das Bedürfnis nach Zuwendung, Anerkennung, Trost oder Freude kann in verschiedenen Beziehungen erfüllt werden. Andererseits steht „Wert“ aber auch für das Besondere, das, was Wert besitzt, weil es nicht mit anderen Dingen vergleichbar ist, weil sich ein Vergleich förmlich verbietet. In Nahebeziehungen schätzen wir vor allem auch diese zweite Dimension, das Besondere und Unverwechselbare an der anderen Person bzw. an der Beziehung selbst. Unsere allgemeinen Bedürfnisse nach Zuwendung, Anerkennung, Trost oder Freude nehmen innerhalb verschiedener Beziehungen eine jeweils andere, spezifische und situierte Gestalt an. Diese entfaltet sich, weil und indem wir die Beziehung erleben, als eine einzigartige und nicht wiederholbare Geschichte. Der Wert des Einzigartigen in Beziehungen liegt auch in der Dauerhaftigkeit, die wir durch sie erfahren und die uns mit anderen Personen über Zeiten, Orte und Ereignisse hinweg verbindet.

In diesem Buch finden sich philosophische, psychologische, soziologische und ökonomische Konzepte, die uns helfen, die Spannung zwischen dem All-

gemeinen und dem Besonderen, dem Vergleichbaren und dem Unvergleichlichen in Beziehungen zu verstehen. Das erste Kapitel bietet anhand eines konkreten Beispiels eine Hinführung zur ethischen Dimension persönlicher Beziehungen, und zwar über die Begriffe „Nähe“ und „Distanz“. Diese werden nicht bloß als Begriffe, sondern auch als Seins- und Handlungsweisen innerhalb dieser Beziehungen verstanden. Anhand dieses Verständnisses wird deutlich, dass Werte nicht vom Erleben getrennt werden können, dass das Leben von Beziehungen sich immer als wertbehaftetes vollzieht, im positiven wie im negativen Sinne. Das zweite Kapitel fügt diesen phänomenologisch geprägten Beschreibungen einige Begriffe und Definitionen hinzu, die für die praktische Philosophie zentral sind, vor allem die Unterscheidung zwischen Ethik und Moral bzw. die Bestimmung des Bereichs der angewandten Ethik persönlicher Beziehungen. In diesem Bereich tritt die Spannung zwischen den allgemeinen Ansprüchen einer Ethik und dem Leben von besonderen Beziehungen besonders deutlich hervor. Haben Verwandte und Freund:innen gegenüber Unbekannten einen Vorrang in Bezug auf meine Unterstützung, Aufmerksamkeit und Zuwendung bzw. meine materiellen Ressourcen, oder muss ich alle Menschen gleich behandeln, unabhängig von der emotionalen Nähe oder Distanz zu ihnen? Umgekehrt: Lassen sich allgemeine Begriffe wie derjenige der „Verpflichtung“ auf die Ebene persönlicher Beziehungen in dem Sinne übertragen, dass wir unseren Verwandten oder Freund:innen etwas schuldig sind?

Vom dritten bis zum fünften Kapitel wird eine philosophische Position vorgestellt, die sich der angesprochenen zweiten Dimension des Wertes von Beziehungen, der Einzigartigkeit der gemeinsamen Geschichte, annimmt. Diese Position nimmt eine scharfe Abgrenzung zwischen dem Wert des Besonderen und dem Wert der Allgemeinheit und Vergleichbarkeit vor. Der Wert des Besonderen wird aus dieser Perspektive mit der Ethik assoziiert und der Wert des Vergleichbaren mit der Ökonomie. Beziehungen dürfen aus dieser Perspektive nicht austauschbar werden, denn dann verlieren sie den ihnen eigenen Wert. Sie haben vielleicht einen Nutzen und werden als erstrebenswert eingestuft. Doch das, was in einer Beziehung zählt und sie unverwechselbar macht, geht verloren. Deshalb muss der Wert einer persönlichen Beziehung immer von der Haltung und von den Einstellungen her bestimmt werden, die in die-

ser besonderen und keiner anderen Beziehung auf diese Weise zum Ausdruck kommen.

Das sechste Kapitel stellt den Dreh- und Angelpunkt hinsichtlich der Frage nach dem Wert von Beziehungen dar. Es besteht in einem Rückgriff auf die Freundschaftslehre der antiken griechischen Philosophie, die man auch als eine „Theorie der guten Beziehung“ bezeichnen kann. Einerseits wird dadurch noch einmal deutlich, was den Sinn der Einzigartigkeit von Nahebeziehungen ausmacht. Es ist die dauerhafte Wechselseitigkeit, das beständige Füreinander-da-Sein und das Einander-Anspornen und Messen an den je eigenen Ansprüchen, das keinen der Beziehung äußerlichen Zweck verfolgt. Für solche äußerlichen Zwecke gibt es andere Arten der Beziehung: jene, die einen Nutzen erfüllen, und jene, die wir um des gemeinsamen Vergnügens und der Freude willen leben. Darüber hinaus jedoch verweist die griechische Philosophie darauf, dass eine gute Beziehung auf einer wechselseitigen Zugehörigkeit aufbaut, der *oikeiosis*. Dieses Wort kommt von *oikos*, also „Haus“. Es dient uns heute Lebenden als Spur, die uns zum gemeinsamen Haushalten führt, also dem ureigenen Zweck der Ökonomie.

Denn wir leben nicht bloß eine oder ganz wenige Beziehungen in ihrer Einzigartigkeit, sondern sind vor allem in unserer modernen, offenen Gesellschaft gewohnt, uns in verschiedensten Gruppen, Gemeinschaften, Netzwerken zu bewegen. (Vermeintliche) Beziehungsangebote erreichen uns täglich. Damit drängt sich die erste Dimension des Wertes, die Vergleichbarkeit, in den Vordergrund. Wir sind nicht nur in der Lage, in und zwischen Beziehungen zu wählen, sondern wir sind sogar gezwungen, dies zu tun. Zu vielfältig sind die Rollen und Verpflichtungen, die wir einnehmen und eingehen, als dass wir allen Ansprüchen gerecht werden könnten, die an uns herangetragen werden. Mit diesem Aspekt beschäftigen sich das siebte, achte, neunte und zehnte Kapitel. Dort geht es um Beziehungen als Ressource, als Kapital, um den Nutzen, den wir aus Netzwerken ziehen, aber auch um Gefahren und Schattenseiten von Nahebeziehungen. Es geht einerseits darum, Beziehungen als Reichtum zu verstehen, andererseits aber auch um eine kritische Auseinandersetzung mit der immer stärkeren Ökonomisierung der Beziehungen. Freundschaften geraten dadurch unter Druck, obwohl sie es sind, die uns einen Raum der persönlichen Entwicklung, des moralischen Wachstums und der Widerständigkeit gegen die Zumutungen einer allzu sehr auf Verwert-

barkeit ausgerichteten Welt öffnen. Nahebeziehungen sind auch immer der Gefahr ausgesetzt, dass es zu Prozessen der tiefgehenden Entfremdung und zur Abwertung des Anderen kommt. Diese können durch gesellschaftliche Entwicklungen verursacht sein, aber auch durch Fehlentwicklungen, die den Kern der Persönlichkeit betreffen. Im zehnten Kapitel gehe ich überdies auf die Digitalisierung von Beziehungen ein, auf die Erweiterung unserer Lebenswelt in den virtuellen Raum. Dieser neue Raum kann die Art und Weise, wie wir unsere Beziehungen leben, bereichern. Wir können durch ihn in neue Rollen schlüpfen und räumliche wie kulturelle Grenzen überwinden. Er stellt aber auch die Gefahr dar, zum Ersatz für die eigene Lebenswelt zu werden, was bis zur Verkümmern der Fähigkeit gehen kann, zwischenmenschliche Beziehungen zu führen.

Im elften und zwölften Kapitel kehre ich in die analoge Lebenswelt zurück und nehme ein Thema auf, das uns alle beschäftigt, wenn wir mit anderen Menschen zu tun haben. Vertrauen ist aus der Sicht einer praktischen Philosophie der Beziehungen nicht nur ein Gefühl und auch nicht bloß eine rationale Einstellung, die ich Personen, Institutionen oder Situationen gegenüber einnehme. Es ist im besten Fall eine gemeinsame Praxis, über deren Wesen die Philosophie differenzierte Überlegungen anstellt. Diese können uns helfen, jene Praktiken, an denen wir beteiligt sind und die mit Vertrauen zu tun haben, besser zu gestalten.

Anhand der Texte und Positionen, die ich in den einzelnen Kapiteln vorstelle und kommentiere, möchte ich zeigen, dass es so etwas wie eine „Ökonomie der persönlichen Beziehungen“ gibt. Diese scheint zunächst einmal in einem Gegensatz zur „Ethik der persönlichen Beziehungen“ zu stehen. Ich bin jedoch der Überzeugung, dass eine praktische Philosophie der Beziehungen diesen Gegensatz überwinden muss. Sie kann dies erreichen, indem sie eine Sprache entwickelt, die zwischen der Einzigartigkeit einer Erfahrung und der Möglichkeit ihrer Vergleichbarkeit vermittelt. Während ein allzu schnelles Übergehen zum Vergleichen die Gefahr birgt, in Beziehungen berechnend zu werden und auf diese Weise die Begegnung mit anderen Menschen in ihrer Besonderheit abzuwerten, riskiert man mit einem allzu starken Betonen der Unvergleichbarkeit ebenfalls eine Abwertung. Es ist keineswegs verwerflich, Erfahrungen zu anderen in Beziehung zu setzen. Im Gegenteil, wir können gar nicht anders, als unsere Erfahrungen als mehr oder weniger ähnlich oder

als mehr oder weniger unterschiedlich zu interpretieren. Wir sollten uns jedoch davor hüten, dieses Vergleichen soweit zu treiben, dass uns die Erfahrungen als austauschbar erscheinen. Dagegen kann ein gemeinsames Variieren des Erfahrungshorizontes im Rahmen persönlicher Beziehungen dazu führen, sich der vielfältigen Handlungsmöglichkeiten bewusst zu bleiben, die eine offene Begegnung bereithält. Diese zu erproben und zu gestalten, erweitert den Erfahrungshorizont, anstatt ihn als durch andere Erfahrungen ersetzbar erscheinen zu lassen.

Es ist vor allem ein fundamentaler Aspekt, der eine enge Verbindung von Ethik und Ökonomie bei persönlichen Beziehungen nahelegt. Wir führen diese Beziehungen nicht in einem vergeistigten Raum, in der ideellen Welt der Dinge an sich. Wir führen sie als Teil einer Lebenswelt, die wir über unsere leibliche, affektive und geistige Existenz erfahren und mitgestalten. Beziehungen zu leben heißt in diesem Sinne, nicht nur eine immateriell-geistige, sondern eben auch leiblich-affektive Konstitutionsleistung zu vollbringen, wie die Phänomenologie dies ausdrückt. Ich habe versucht, die unterschiedlichen Positionen, die ich vorstelle, immer wieder durch Beschreibungen im Sinne der Phänomenologie zu verbinden. Dadurch versuche ich, eine Sprache der Vermittlung zwischen dem Allgemeinen und dem Besonderen an persönlichen Beziehungen zu entwickeln. Die Beschreibung des Lebens von Beziehungen auf dieser Ebene ermöglicht es, sich Phänomenen zuzuwenden, die ich der Ökonomie – und in gewissem Sinne auch der Ökologie – zurechne: dem Aufwand und der Zuwendung von Aufmerksamkeit und affektiver Energie, der Gestaltung der Zeit und Zeitlichkeit bzw. der Beziehungsräume, die sich über Kontinente hinweg erstrecken können. Der Austausch und die wechselseitige Übertragung von affektiver Energie können in Erschöpfung münden, genauso wie sie im besten Fall eine beständige Energiequelle sein können. Wir leben Beziehungen heute in Zeiten und Räumen, die technisch vermittelt sind und eine immer stärkere Virtualisierung erfahren. Allerdings werde ich zeigen, dass auch dieser Virtualisierung eine lebensweltliche Leistung zugrunde liegt, die nicht ohne den Leib auskommt.

Die praktische Philosophie fragt seit ihren Anfängen nach der Vernunft im Entscheiden und Handeln. Auch ich arbeite dies zu Beginn dieses Buches heraus. Doch ist es in Bezug auf das Thema der persönlichen Beziehungen besonders wichtig, von einer Vernunft auszugehen, die weder nur kalkulierend

wie die ökonomische Rationalität verfährt, noch sich in die geistige Welt der Argumente, Ideen, Begriffe, sprachlichen Aussagen und logischen Strukturen verflüchtigt. Es ist die leiblich fundierte Vernunft der Lebenswelt, die hier waltet, und diese Vernunftkonzeption wurde und wird von der Phänomenologie am genauesten und umfassendsten beschrieben.

Dies ist in aller Kürze der gedankliche Rahmen, den Ihnen dieses Buch zur Verfügung stellt. Ich lade Sie, liebe Leser:innen, dazu ein, diesen zu nutzen. Nehmen Sie sich Zeit, die Reflexionsübungen zu machen, die Sie im Text finden. Der Gewinn, den Sie daraus haben können, ist im besten Fall der einer Erweiterung Ihrer Perspektive, einer Beweglichkeit im Denken. Diese wiederum kann Sie dabei unterstützen, in Ihren Beziehungen neugierig, offen und handlungsfähig zu bleiben.

I. PERSÖNLICHE BEZIEHUNGEN

– ENTSCHEIDEN IST ALLES?

Eine Entscheidung ist zu treffen

Reflexion 1: Stellen Sie sich vor, eine Freundin von Ihnen bittet Sie, in einer wichtigen Angelegenheit mit Ihnen sprechen zu können, in der Ihr Rat gefragt ist. Als Sie einander treffen, berichtet Ihre Freundin, dass sie ein interessantes Jobangebot in einer weit entfernten Stadt erhalten hat. Soll sie dieses annehmen (was unter anderem bedeuten würde, dass sie Freunde und Familie künftig nur noch selten sehen würde)?

Was würden Sie der Ihnen nahestehenden Person raten und warum?

Betrachten Sie nun noch einmal die Art und Weise, wie Sie diese Frage beantwortet haben. Was ist dabei in Ihnen vorgegangen?

- Haben Sie beim Versuch, einen hypothetischen Ratschlag zu finden, vor allem an die Möglichkeiten gedacht, die sich der betreffenden Person eröffnen? Meinen Sie, dass diese Möglichkeiten objektiv bewertet werden können, dass es also keinen Unterschied macht, ob Ihre Freundin diese beurteilt oder Sie selbst? Oder gehen Sie davon aus, dass diese nicht abgelöst von der bisherigen Lebensgeschichte und der momentanen Lebenssituation der anderen Person eingeschätzt werden können?
- Welche Rolle spielen Sie selbst in Ihren Überlegungen? Inwiefern sehen Sie es als freundschaftliche Verpflichtung an, den Standpunkt der anderen Person einzunehmen? Und was verbinden Sie in diesem Zusammenhang mit dem Begriff „Verpflichtung“? Meinen Sie, auch Sie hätten gerechtfertigte Ansprüche auf Verbundenheit, Nähe, auf die Möglichkeit, gemeinsam mit der befreundeten Person Zeit zu verbringen? Welche Rolle spielt der Verweis auf die „gemeinsame Geschichte“?

Reflexion 2: Stellen Sie sich nun vor, Sie sind in einer festen Beziehung und Ihr(e) Lebenspartner(in) würde Sie von einer solchen anstehenden Entscheidung in Kenntnis setzen. Inwiefern unterscheidet sich diese Situation von der ersteren? Wie kann man diesen Unterschied in Begriffe fassen?

Nähe und Distanz

In diesen Beispielen erfährt etwas für persönliche Beziehungen Grundlegendes eine Zuspitzung und wird dadurch besonders sichtbar. Auf den ersten Blick geht es für eine Person um die Wahl zwischen zwei Alternativen. Diese Wahl muss die betreffende Person für sich treffen. Sie kann sie nicht auf jemand anderen übertragen. Niemand kann ihr die Entscheidung abnehmen, sagt man. Oft ist mit dieser Redeweise das Bild von einem Gewicht verbunden, einer Last, die jemand auf sich nehmen muss. Auf den ersten Blick erlebt sich die Person im Prozess der Entscheidung vielleicht als auf sich selbst zurückgeworfen und in diesem Sinne als isoliert von der Umwelt und den Anderen. Auf den zweiten Blick wird allerdings deutlich, dass die Entscheidung nicht von den Beziehungen getrennt werden kann, die durch sie betroffen sind und sich verändern.

Die Differenz in den beiden Beispielen liegt im unterschiedlichen Ausmaß an Betroffenheit der anderen Person. Mehr noch als im Verhältnis zu Freunden (oder Geschwistern) geht es bei einer Partnerschaft um eine Gemeinschaft, die eine solch existenzielle Alternative zum gemeinsamen Problem macht, auch wenn vordergründig eine Person eine individuelle Entscheidung zu treffen hat. Doch auch im Fall der Freundschaft hat offensichtlich der Standpunkt der anderen Person eine Bedeutung. Zwischen befreundeten Personen herrscht eine Verbundenheit, die dem Wort des oder der jeweils Anderen Gewicht verleiht. Wir sind an der Meinung, am Standpunkt *dieser bestimmten* Person interessiert, mit der uns eine gemeinsame Geschichte verbindet. Ansonsten könnten wir auch das Haus verlassen und den erstbesten Passanten um Rat fragen, der unseren Weg kreuzt. Allerdings könnten wir dann nur die *gegenständliche* Seite der Entscheidung aus dem Geflecht der Beziehung mit unserem Freund oder unserer Freundin lösen. Der Rat eines zufällig Vorbeikommenden könnte sich nur auf die säuberlich aufgereihten Alternativen beziehen. Diese würden wie die austauschbaren Motive auf den Bildern eines Straßenmalers wirken, für die sich die Passant:innen durchaus interessieren könnten. Doch einer solchen Unterredung würde jene Intensität fehlen, die durch die gegenseitige Anteilnahme enger Freund:innen oder eines Lebenspartners mitgegeben wäre.

Das Grundlegende, das an diesem Beispiel sichtbar wird, kann man mit dem Begriffspaar *Nähe/Distanz* zum Ausdruck bringen. Das Verhältnis von Nähe und Distanz ist in unseren persönlichen Beziehungen deshalb so bedeutend, weil wir dadurch bestimmen können, was wir tun, wenn wir persönliche Beziehungen leben. Diese sind immer schon *Nabebeziehungen* – daher bezeichnen wir Formen des Umgangs oder Atmosphären, die von zwischenmenschlicher Distanz geprägt sind, oft als *unpersönlich*. Doch worin besteht das Wesen der Nähe in persönlichen Beziehungen bzw. das Wesen der Distanz in unpersönlichen Beziehungen? Auch wenn wir uns mit dem Begriffspaar *Nähe/Distanz* einer Analogie zum Raum bedienen, entscheidet nicht der physische Abstand darüber, ob wir eine Beziehung als nahe oder distanziert erleben und bezeichnen. Der physische Abstand ist nur die materielle Bedingung eines Zwischenraums, der sich im gemeinsamen Erleben der Beziehung konstituiert. Erst dadurch erscheint der Abstand als für die Beziehung relevante Gegebenheit. Der Raum gibt sich als Beziehungsraum, nimmt diesen Sinn an. Eine Nahebeziehung schließt vielfältige Formen der Bezogenheit in Abwesenheit ein. Ich bin einem Freund oder einer Freundin auch nahe, wenn ich an ihn oder sie denke, mich an gemeinsame Erlebnisse erinnere oder mich auf gemeinsame Unternehmungen freue. In der Erinnerung oder Erwartung lebend, diese vollziehend, durchlebe ich Ereignisse und Begegnungen, die für unsere Freundschaft prägend sind. Diese werden durch die Erinnerung und Erwartung geweckt und bilden auf diese Weise ein nicht nur räumliches, sondern auch zeitliches Zwischen, einen gemeinsamen Zeitraum, innerhalb dessen die Beziehung sich abspielt bzw. wirkt. In der objektiven Zeit und im objektiven Raum bildet sich der intersubjektive Zeitraum der Freundschaft heraus. Ob ich eine Freundin zum Kaffee treffe oder ob ich mich an einem entfernten Ort lebhaft an das erinnere, was sie mir in diesem Gespräch gesagt hat, wie sie mich angesehen und mir zugehört hat: Es handelt sich um verschiedene Weisen, die Nähe zu ihr zu erfahren. Wir leben in einem Beziehungsraum, den wir gemeinsam geschaffen haben und gestalten. Dieser ist wesentlich eine gemeinsame Geschichte, zu der das Beisammensein in leiblicher Gegenwart genauso gehört wie die Erinnerung an gemeinsame Unternehmungen oder die Freude auf ein anstehendes Treffen.

Nähe bedeutet aber auch jene Distanz, deren es bedarf, um nicht zu verschmelzen, um vom Anderen verschieden zu sein und der Freundschaft die

nötige Luft zum Atmen zu geben. Nur aus dieser *Distanz in der Nähe* heraus kann uns unser Freund oder unsere Freundin als Person wahrnehmen, die einen Rat von außen geben kann, der aufgrund der gemeinsamen Geschichte doch kein unpersönlicher Ratschlag ist. Und Distanz bedeutet, vom Anderen nicht vollkommen getrennt, sondern auf diesen bezogen zu sein. Nur so bildet sich eine *Nähe in der Distanz* heraus, die dadurch geprägt ist, dass man zum Beispiel unbekanntem Anderen nicht bloß unpersönlich und gleichgültig, sondern respektvoll und höflich begegnen kann. So sind beide Formen des Sich-zum-Anderen-Verhaltens ineinander verschränkt. Sie bilden den Prozess des Aushandelns und Austarierens von Annäherung und Entfernung, der jede Beziehung ausmacht und der in unserem Beispiel in Form eines Dilemmas offenbar wird. Die Nähe der freundschaftlichen Beziehung erscheint hier in einer bestimmten Qualität, nämlich der räumlichen Verbundenheit, als schwer vereinbar mit dem Wahrnehmen einer vorteilhaften beruflichen Möglichkeit. Egal wie sich die Person entscheidet, sie muss auf etwas für sie Wertvolles verzichten. So scheint es zumindest.

Allerdings hat sich das Herstellen und Erfahren des Lebens in gemeinsamen Räumen (Ko-Präsenz) über die vielfältigen technischen Möglichkeiten in den letzten Jahrzehnten unglaublich erweitert. War es bis zu Ende des 20. Jahrhunderts noch das Telefon, das zumindest akustische Ko-Präsenz über getrennte Orte hinweg ermöglichte, so haben sich die Formen des visuellen Miteinanders gerade in jüngster Vergangenheit vervielfacht und sind spätestens durch die Corona-Pandemie zum fixen Bestandteil unserer Alltagserfahrung geworden. Ob via Computer-Bildschirm oder übers Mobiltelefon, man hört einander nicht nur, sondern man sieht einander, wenn man spricht, und das nicht selten über Ländergrenzen oder Kontinente hinweg. Zur über den Bildschirm vermittelten Live-Begegnung gesellen sich mittels der Virtual-Reality-Technologie in jüngster Zeit (und in Zukunft) noch einmal neue Formen, vermittelt über die Avatare gleichzeitig anwesender Personen in einem virtuellen Raum oder über eine Umgebung, in der die Interaktion mit gefilmten bzw. computergenerierten Akteur:innen möglich wird. Nähe wird so nicht nur in individueller Erinnerung und Erwartung erlebbar, sondern in einem über technische Schnittstellen generierten künstlichen Erlebnisraum, einer virtuellen Umgebung. Der imaginäre Freund oder die imaginäre Freundin,

die manche Menschen durch ihre Kindheit begleiten, nehmen dadurch eine konkret erlebbare Gestalt an (Kilic 2000).

Es ist vielleicht kein Zufall, dass der (aus dem Lateinischen stammende) englische Begriff für Schnittstelle *interface* lautet, was man wörtlich mit „Zwischenfläche“ und etwas poetischer als „Zwischengesicht“ übersetzen kann. Eine persönliche Beziehung entfaltet sich zunächst in einem physischen Raum der distanzierten Nähe, der sich zwischen zwei Gesichtern auftut. Während die noch ursprünglichere Erfahrung des Verbundenseins mit einem Anderen die körperliche Verwobenheit mit dem Mutterleib darstellt (Gahlings 2006), braucht es für das Dem-Anderen-Gegenübertreten jenen Zwischenraum, der diesen als im starken Sinne des Wortes von mir getrennt erscheinen lässt. Den Raum zwischen zwei Gesichtern: Interface.

So sehr sich auch die Möglichkeiten der Virtualisierung und Digitalisierung des Erfahrungsraums erweitert haben – die Erfahrung von Begegnung hat ihren Ursprung im leiblichen Aufeinandertreffen von Angesicht zu Angesicht (Lévinas 1993, 109–112). Das Gesicht des Anderen zeigt sich mir als *surface*, als Ober-Fläche, als Gesicht einer Person, die ich dahinter vermute. Deren tieferes Wesen und deren Persönlichkeit eröffnet sich mir jedoch erst über das Aufnehmen und Gestalten der Beziehung, über die gemeinsame Geschichte. Oft spricht man auch von den Facetten einer Persönlichkeit, also wörtlich von den „kleinen Gesichtern“, die sich zeigen, wenn man jemand näher kennenlernt. Auch der Begriff der „Person“ deutet auf die vielen Gesichter, die mannigfaltigen Aspekte hin, die sie in einer zwischenmenschlichen Begegnung offenbaren. Vermutlich geht dieser Begriff auf das etruskische *phersu* bzw. das griechische *prósopon* zurück, als das, was vor den Augen liegt. Im griechischen Theater trugen die Schauspieler Masken, das machte sie zur handelnden Person. Die althochdeutsche Entsprechung dieses Wortstammes ist *and-augi*, aus dem wiederum das Wort Antlitz hervorgeht. In der Unmittelbarkeit der Begegnung von Angesicht zu Angesicht ist also vieles angelegt, was über die leibliche Nähe, die nicht nur unmittelbar, sondern in vielerlei Hinsicht auch unbestimmt ist, hinausweist. Nur so kann sich eine Nahebeziehung überhaupt entfalten, im Kennenlernen der anderen Person, in der gegenseitigen Neugier und in der darauffolgenden Stiftung einer gemeinsamen Geschichte.

Werte sind Erlebnisse, die der leiblichen Erfahrung entspringen

Allerdings beginnt alles bei der Wahrnehmung der anderen Person, die nicht nur ein Gesicht, sondern auch einen Leib (Waldenfels 2000) hat, über den sie sich auf vielfältige Weise zu mir verhält: über Gesten und Bewegungen des Körpers. Für die Beschreibung von persönlichen Beziehungen verwenden wir viele Begriffe, die ihren Ursprung in der leiblichen Erfahrung haben, im Verhältnis der sich aufeinander beziehenden Leiber: Zu- und Abwendung, Zu- und Eingehen auf jemanden; auch kommunikative und diskursive Verhaltensweisen wie das Aneinander-Vorbeireden, das Entgegenkommen, das Aufeinanderprallen von Standpunkten, das Sich-Abgrenzen vom Anderen usw. haben ihren Ursprung in der leiblich-räumlichen Erfahrung des Aufeinander-Bezogeneins. All diese Ausdrücke bergen nicht nur den Aspekt der ursprünglich leiblichen Vollzüge, die sich im Rahmen der menschlichen Kommunikation zu symbolischen Formen und Ordnungen entwickeln und ausgestalten. Es reicht daher nicht, etwa den Begriff der Zuwendung auf zwei verschiedene Ordnungen zu beziehen: einerseits als physische Bewegung, die von einem Menschen vollzogen wird, und andererseits als übertragene, symbolische Handlung innerhalb einer im Medium der Sprache gelebten Beziehung. Das würde die Ebene der Werte von der leiblichen, emotionalen Erfahrung abtrennen und wird der Art und Weise, wie wir Werte erfahren, bilden und reflektieren, nicht gerecht. In den entsprechenden Vollzügen, ob es sich um das leibliche Hin- oder Abwenden handelt oder um die symbolische Handlung des Schenkens oder Entziehens von Aufmerksamkeit, schwingen Werterlebnisse mit, die wir zunächst affektiv erfahren. In der Reflexion und Kommunikation können wir diese leiblich-affektiven Erlebnisse zu Werturteilen ausgestalten, also die geistig-rationale Dimension unserer Erfahrung einbeziehen. Wir können uns jedenfalls in einer menschlichen Begegnung niemandem zu- oder von ihm abwenden, ohne dies auf der Ebene der Werte zu erleben. Diese Handlungen sind (in unterschiedlicher Intensität) affektiv und symbolisch aufgeladen und werden von uns als solche vollzogen bzw. wahrgenommen. Jede:r erinnert sich an Situationen, in denen er oder sie das Sich-Zuwenden oder Abwenden einer wichtigen Person als besonders wohlthuend oder schmerzlich erfahren hat. Nähe und Distanz sind demnach Vollzüge, die den Wert von Beziehungen bereits auf der Ebene des Erlebens konstituieren und von uns nicht erst zusätzlich, im Nachhinein mit Werturteilen

versehen werden. Werte sind als Erlebnisse in unserer sinnlich-leiblichen Erfahrung verankert und gesellen sich nicht erst als rationale Stellungnahmen zu unserem Erleben hinzu.

Wie hängen nun die Werte mit der Ethik der Beziehungen zusammen? Wie wir noch sehen werden, bestimmen einige ethische Theorien den Wert von Vollzügen wie der Zuwendung von den Folgen her. Die Zuwendung erscheint dem (der) Beteiligten aufgrund dessen, was aus ihr folgt, zunächst als Gut, so wie die Abwendung oder der Entzug von Aufmerksamkeit zunächst als Übel erscheint. Doch kann es sich auch umgekehrt verhalten, und die Zuwendung wird als erdrückend oder manipulativ erfahren und verkehrt sich in ein Übel. Genauso wird die Abwendung nicht immer als Mangel an Wertschätzung erfahren, sondern manchmal als notwendige Distanzierung, die den Beteiligten jeweils neue Anfänge, Unabhängigkeit und Entwicklung ermöglicht. Das beste Beispiel für einen Prozess der „gesunden“ Distanzierung ist die Beziehung von Jugendlichen zu ihren Eltern im allmählichen Übergang zum Erwachsenenleben. Was von den Eltern zunächst als schmerzvolle Zurückweisung der eigenen Sorge und Aufmerksamkeit erfahren wird, sind Bewegungen, die den Raum frei machen sollen für ein Leben in relativer Unabhängigkeit vom schützenden Umfeld und der Nähe, auf die die Kinder zuvor über viele Jahre angewiesen waren und von der sie genährt wurden und lebten.

Einer anderen Lesart zufolge müsste man sich bezüglich der Zuwendung die Frage stellen, inwiefern bzw. in welchem Ausmaß wir in persönlichen Beziehungen dazu verpflichtet sind, den Anderen Zuwendung zuteilwerden zu lassen – oder nicht. Schulden wir unseren Eltern, Geschwistern, Freund:innen mehr als Unbekannten gegenüber besondere Formen von Aufmerksamkeit wie die eben geschilderte elterliche Fürsorge? Oder entspringt eine solche Verpflichtung zur Zuwendung unseren Pflichten allen Menschen gegenüber, egal wie eng wir mit ihnen verbunden sind? Unabhängig davon, was aus der Zuwendung konkret folgen mag, würde eine solche Verpflichtung innerhalb einer Beziehung einen Wert an sich darstellen.

Ein dritter Ansatz begreift die Ebene des Wertes, wie oben beschrieben, als eigenständige Dimension unseres Erlebens und Handelns. Diesem zufolge ist die Zuwendung anderen gegenüber weder auf Verpflichtungen noch auf eine Güter- oder Nutzenabwägung reduzierbar. Werte sind aus dieser Sicht etwas anderes als Güter, Zwecke oder Ziele (Scheler 1916, Anderson 1993). Sie

konstituieren sich auch im Leben von Beziehungen. Egal, welche Ziele oder Zwecke in diesen Beziehungen eine Rolle spielen, wir erleben diese immer als durchdrungen von Werten. Diese gehören zur Beziehung, wie Farben, Gerüche und Töne zur gegenständlichen Welt gehören. Der Vorzug dieser dritten Position liegt darin, dass sie den Umgang mit Gütern und Zwecken in das werthafte Erleben integriert und deshalb nicht auf die Ebene des Gegenständlichen reduziert. Man könnte nun einwenden: „In persönlichen Beziehungen suchen wir doch nach Geborgenheit, Offenheit und Neuem, nach Spaß oder Tiefgang, nach Harmonie oder Auseinandersetzung, nach Routine oder Abwechslung.“ Insofern können wir all diese Begriffe als mögliche Zwecke oder Güter bestimmen. Allerdings erleben wir all dies in Beziehungen auch, ohne dass wir bewusst danach streben, und in genau diesem Sinn werden Geborgenheit, Offenheit, Spaß etc. zu Werterlebnissen. Sie erweisen sich als *konstitutiv* für Beziehungen, nicht bloß als erstrebtes Ergebnis (Gut) oder zu erfüllende Bedingung (Zweck), sondern als eigene Qualität, die unserem Leben von Beziehungen Orientierung und Sinn verleiht und nicht als Voraussetzung oder Resultat zu diesem Leben hinzugedacht werden muss (Scheler 1916, 56).

Reflexion 3: Denken Sie an den Verlauf der Begegnung mit einer Ihnen befreundeten Person und versuchen Sie, sich der Ebene des Werterlebens zu erinnern. Wie intensiv oder dynamisch verlief die Begegnung, wenn Sie an Ihrer beider Haltungen, Gesten und Bewegungen denken? Haben Sie diese als in dem beschriebenen Sinn „aufgeladen“ erlebt?

Wie erleben Sie Rhythmen oder Dynamiken der Annäherung und Distanzierung in Nahebeziehungen? Wann ist Ihnen Nähe wichtig und angenehm, wann hingegen Abstand, und was sind die negativen Werterlebnisse, die Sie mit diesen beiden Vollzügen (bzw. denen des Sich-Näherns und Sich-Entfernens) verbinden?

In persönlichen Beziehungen ist nicht alles ausschließlich Nähe, sondern es spielen auch vielfältige, notwendige Weisen des Distanznehmens eine Rolle, und in beiden Fällen haben wir es mit Werterlebnissen zu tun. Im Beispiel mit der Entscheidung über den Wechsel des Arbeitsortes sind wir bezüglich der Bewertung dazu aufgerufen, eine Außenperspektive einzunehmen, eine Perspektive der *distanzierten Nähe*. Indem wir um Rat gefragt werden, sol-

len wir uns einerseits der Situation unseres Freundes oder unserer Freundin zuwenden. Andererseits verlangt diese Frage uns als Ratgebern eine gewisse Ausgewogenheit oder Objektivität ab. Wir sollen Aspekte einbringen, die der oder die Betreffende vielleicht nicht „sieht“, nicht mitbedacht hat. Diese Möglichkeit, eine andere Sichtweise einzunehmen, ist auch etwas, das sich auf Distanz, *vor den Augen*, ereignet. Man sagt nicht umsonst, man setzt diese oder eine andere Brille auf, um eine Sache unter einem anderen Licht, einem anderen Filter oder Blickwinkel zu betrachten. Doch nicht nur die Sache erscheint vor den Augen, um beurteilt zu werden, sondern auch die andere Person selbst. Indem wir uns wechselseitig zuwenden, geben wir uns wechselseitig zu erkennen, und das bedeutet, dass wir uns dem Urteil des Anderen aussetzen (Arendt 1985).

Unter Nähe und Distanz kann man hinsichtlich der Begegnung zweier Menschen vieles verstehen, nicht nur Wörtliches, sondern auch Übertragenes. Wir brauchen diese bildhafte, symbolische Verwendung von Wörtern, um den sozialen Raum zu erfahren und zu vermessen. Dieser kann sich unterschiedlich gestalten, auch wenn der äußere, der physische Raum unverändert bleibt. Wir können uns zwei kommunikative Situationen vorstellen, in denen die Gesprächspartner sich im gleichen räumlichen Abstand zueinander befinden, und doch wird die Atmosphäre in einem Fall als persönlich und nahe und im Anderen als unpersönlich und distanziert empfunden.

Damit nicht genug. Wir empfinden die Atmosphäre einer Begegnung in Begriffen, die wir sonst für das Klima oder das Wetter verwenden: als „warm“ oder „kühl“, manchmal sogar „frostig“. Diese Rede verbindet sich abermals mit entsprechenden leiblichen Empfindungen, aus denen eine Wertqualität entspringt. Uns wird angenehm-wohlig zumute, wenn wir herzliche Menschen treffen, oder wir frösteln beinahe, wenn die Atmosphäre eines Gesprächs oder die andere Person uns als distanziert oder sogar abweisend erscheinen. Wir reagieren *angenehm berührt*, *distanziert* und manchmal sogar *allergisch* auf andere Menschen. Begegnung, Beziehung, das spielt sich im unmittelbaren und im übertragenen Sinn auf unserer Haut ab, und es geht oft unter die Haut (Rosa 2016, 88–92). All diese Begriffe verwenden wir, um auszudrücken, wie wir die Begegnung oder die Beziehung bewerten. Mit diesen Begriffen beziehen wir uns auf Werterlebnisse; auf die Art und Weise, wie wir die Anderen und die Beziehung zu ihnen wertschätzen (siehe dazu vor allem das vierte Kapitel).

Jedenfalls fassen wir mit den symbolisch-wertenden Begriffen – *warm* oder *kühl* – unterschiedliche Eindrücke zusammen, die sich auf eine soziale Situation beziehen. Diese Eindrücke haben ihren Ursprung in der leiblichen Erfahrung und werden durch unsere Sozialisation in einer bestimmten Gesellschaft und Kultur mitgeformt. Die Unterscheidung zwischen einer warmen und einer kühlen Beziehung oder Begegnung funktioniert meist parallel zum Begriffspaar „nahe“ und „fern“, wenn auch nicht immer. Menschen können einander in mehrerlei Hinsicht nahestehen (verwandt, der gleichen Kultur oder Schicht angehörig) und dennoch sehr kühl miteinander umgehen. Umgekehrt können räumlich, sozial oder kulturell weit entfernte Menschen einander mit Herzlichkeit und Wärme begegnen. Ich war etwa einmal Zeuge einer Begegnung zweier betagter Frauen, die aufgrund ihrer unterschiedlichen Sprachen kein Wort miteinander wechseln konnten, sich jedoch so zugetan waren, dass sie einander berührten, über das Gesicht streichelten und anlachten. Auch in der Beziehung zwischen Menschen und Tieren kommt es oft zu beeindruckenden Formen der Nähe, die keiner Lautsprache bedarf.

Oft wechseln die Empfindungen im Verlauf einer Begegnung entsprechend der Dynamik des Gesprächs und der leiblichen Interaktion. Umso mehr tun sie das im Verlauf einer persönlichen Beziehung, die sich über viele Jahre oder Jahrzehnte erstreckt. Unabhängig davon, wie nahe oder distanziert man sich gegenüber einer bekannten Person im Allgemeinen fühlen mag, entsteht innerhalb eines Gesprächs, eines gemeinsam verbrachten Nachmittages oder Abends ein Mikro-Klima, das dieser gefühlten generellen Nähe und Distanz recht unterschiedliche Facetten abzugewinnen vermag. Nicht selten überraschen uns Menschen, denen gegenüber wir generell keine große Nähe bzw. Wärme empfinden, mit einer herzlichen Geste oder einer Aussage, die uns gefühlsmäßig zu ihnen hinzieht. Und es kommt auch vor, dass Menschen, zu denen wir ein Naheverhältnis aufgebaut haben, etwas sagen oder tun, was uns erstarren oder zurückschrecken, also einen emotionalen und vielleicht auch physischen Abstand suchen lässt. Eine Veränderung im Nähe-Distanz-Verhältnis bzw. hinsichtlich der empfundenen Wärme und Kälte kann sich aber auch über längere Zeiträume entwickeln und andauern.

Nicht nur zwischen Personen, auch zwischen Institutionen und vor allem zwischen Staaten können Beziehungen mit der Zeit abkühlen, kann eine Distanzierung und Abkehr einsetzen, so wie auch eine Annäherung erfolgen

kann, aus der eine freundschaftliche Beziehung entsteht. Nähe und Distanz sind auch wichtige Elemente der Erfahrung von persönlichen Beziehungen im beruflichen Bereich. In den Künsten und Wissenschaften, aber auch in anderen hochspezialisierten Bereichen führt der Wettbewerb der Ideen, Schulen, Lösungen und Entwicklungen dazu, dass Personen und Gruppen das Verhältnis zueinander immer wieder neu bestimmen, indem sie sich positionieren. Dabei kann große Nähe durchaus große Spannung bedeuten und mit einem hohen Bedürfnis nach Abgrenzung verbunden sein, während einander fernstehende Personen und Gruppen sich wechselseitig eher in einem spannungslosen Verhältnis der Gleichgültigkeit, der In-Differenz erfahren.

Selbstverständlich äußert sich Verbundenheit in persönlichen Beziehungen auch und zunächst durch körperliche Nähe, durch eine größere Ungezwungenheit im Umgang, der Berührungen bis zur Umarmung miteinschließt. Doch emotionale Zuwendung, also ein Mitempfinden, das so etwas wie ein gemeinsames Empfinden konstituiert, ist hinsichtlich der Formen, über die es zum Ausdruck kommt, genauso facettenreich wie dessen Gegenteil, die Distanz, die bis zur Ablehnung und Abwendung gehen kann. Die Bitte um einen Ratschlag verlangt uns zunächst *Nähe* im Sinne der freundschaftlichen Beziehung, der gemeinsamen Geschichte und des Wissens um die Besonderheit der Person ab. Wir werden diese Nähe wohl dadurch aufbringen, dass wir nicht nur auf die Worte der Freundin achten, sondern auch darauf, mit welchem Ton, mit welcher Stimme sie zu uns spricht. Wir werden auf jene Gesten und Gesichtsausdrücke achten, die uns vertraut sind und an denen wir ihren emotionalen Zustand erkennen. Wir fühlen uns in ihren Gefühlszustand ein, der uns jedoch nicht als unser, sondern als ihr Gefühlszustand erscheint (Stein 1916). Wie wir diesen Unterschied erleben und wie wir daraus unser Miterleben mit der anderen Person gestalten, davon hängt viel ab.

Denn das Einfühlen in die Situation der anderen Person fordert von uns, wie wir gesehen haben, auch *Distanz* im Sinne des Einnehmens einer objektiven, unparteiischen, vernünftigen Position. Die Freundin will nicht nur unsere Einfühlung ansprechen, sondern setzt sich unserem Urteil aus, sie vertraut auf unsere Urteilskraft. Deshalb sollte man an dieser Stelle nicht vorschnell unparteiische Rationalität gegen empathische Zuwendung ausspielen. Distanz wird im persönlichen Umgang genauso *gefühlt* wie Nähe. Umgekehrt greifen wir in der Herstellung von Nähe genauso auf rationale Mittel, auf

Symbolisierungen zurück wie beim Herstellen von Distanz. Wir gliedern und gestalten den sozialen Raum anhand solcher Symbolisierungen, die sprachliche Mittel ebenso einschließen wie Gesichtsausdrücke oder Gesten. Letztere haben oft eine vordergründig betrachtet unmittelbare Wirkung, die einen Unterschied zum sprachlichen Ausdruck auszumachen scheint. Doch auch die Gestik und die Mimik verfügen über eine Grammatik, und das sogar in unterschiedlichen Sprachen. Die Gesten und Gesichtsausdrücke der Ablehnung bis hin zur Verachtung sind in den meisten Kulturen genauso reichhaltig und ausdifferenziert wie diejenigen der liebevollen Zuwendung, Bewunderung und Wertschätzung.

Die Frage nach dem Verhältnis von Empathie und Objektivität ist also nicht die Frage nach dem Gegensatz von emotionaler Nähe, Zuwendung und Zuneigung gegenüber rationaler, urteilender Distanz. Es ist die Frage nach der Art und Weise ihrer Verbindung.

In Beziehungen sind wir einander nahe, wenn wir *mit* und *für* die andere Person leben. Zuwendung ist ein unerlässliches Element, denn wir sind als Menschen in Beziehungen *bedürftig*: nach Anerkennung, Fürsorge, Freundschaft und Liebe. Es genügt nicht, dass wir mit anderen Menschen über eine bestimmte Form, über Kategorien verbunden sind, als Freunde, Bekannte, als Mitglieder einer Familie, desselben Vereins, derselben Partei, Religion oder eines Staates. Gerade deshalb stellt sich in jeder *der Form nach* nahen Beziehung, ob zwischen Eltern und Kindern, Geschwistern, zwischen Freund:innen und auch zwischen Kolleg:innen in Schule und Beruf immer wieder die Frage nach der richtigen Art und dem rechten Maß an Anerkennung, Fürsorge, Freundschaft und Liebe. Diese Frage hat etwas Spezifisches, denn das rechte Maß oder die richtige Art und Weise zu finden ist nur in der konkreten Beziehung möglich.

Dafür gibt es vielleicht Erfahrungen und Haltungen, die einem Orientierung geben können, doch kein Rezept. Und dennoch weist die Frage auch über die jeweilige Beziehung hinaus, insofern mit der Bewertung und Beurteilung von Handeln und Entscheiden *Ansprüche* verbunden sind. Dass wir diese Ansprüche verstehen, hat damit zu tun, dass wir *allgemeine* Vorstellungen davon haben, wie wir sie erfüllen können bzw. inwiefern diese in einer

konkreten Beziehung gerechtfertigt sind.¹ Jemandem auf richtige Weise Anerkennung und Fürsorge zukommen zu lassen heißt, ihn oder sie auf dem Weg der menschlichen Entwicklung zu unterstützen. Dafür bedarf man dann bestimmter, *konkreter* Vorstellungen, wohin diese Entwicklung führen soll und was unter „Entwicklung“ zu verstehen ist. Was ich im konkreten Fall als das erkenne, *was zu tun ist*, verweist auf Ideale, vielleicht auf Normen, die auch jenseits der konkreten Beziehung Geltung beanspruchen. Dieser Geltungsanspruch wiederum steht in der konkreten Situation auf dem Prüfstand. Es handelt sich also um eine kreisförmige Bewegung bzw. um ein Pendeln zwischen dem allgemeinen Ideal und der konkreten Situation.

Machen wir das am Beispiel der Ideale der Fürsorge und Wertschätzung (Anerkennung) in Beziehungen fest. Wie viel an Fürsorge soll ich als Elternteil oder als Freund (Freundin) meinen Kindern bzw. meinem Freund zukommen lassen? „Fürsorge“ ist kein Wert an sich und auch keine außer Diskussion stehende normative Quelle für Handeln in Beziehungen, denn sie kann auch erdrückend werden, so wie die falsche Art der wertschätzenden Anerkennung zur Fehleinschätzung der eigenen Fähigkeiten führen kann. Die konkrete Situation eignet sich also nicht dazu, einen allgemeinen Wert (Fürsorge, Anerkennung) einfach zur Anwendung zu bringen. Sie stellt der Absicht, dem Anderen im Rahmen der persönlichen Beziehung Wertschätzung zukommen oder Fürsorge zuteilwerden zu lassen, mindestens eine Frage entgegen: Was ist unter wertschätzender Anerkennung und Fürsorge in dieser konkreten Situation zu verstehen? In diesem Sinne öffnet der Wert die Situation jedoch auch auf andere Situationen und Bezüge hin. Der Vergleich, das Variieren, wandelt moralisches Handeln und die Reflexion darüber ab und entwickelt die Urteilskraft unter Umständen weiter.

Wir vollziehen Freundschaft nicht zuallererst im Urteilen, in der klar fassbaren, rationalen Kommunikation, sondern über eine zunächst einmal aufnehmende, wahrnehmende Zuwendung: das Zuhören, die Aufmerksamkeit; und darüber hinaus durch eine Vielzahl an Handlungen und Gesten, über Blicke und Berührungen, über das Nichtgesagte und dennoch Verstandene. In unseren Nahebeziehungen bedürfen wir der Unterstützung durch Rat, also durch sprachliche Interaktion, genauso wie durch eine Umarmung, durchs

1 Kant nennt diese allgemeinen Vorstellungen „Schemata“, die unserem Vermögen der Einbildungskraft entspringen. Vgl. dazu Arendt 1985, 120–128.

Bekocht-Werden oder einen gemeinsamen Spaziergang. Und dennoch tauschen wir beim gemeinsamen Spaziergang und beim gemeinsamen Essen Urteile aus. Was uns verbindet, wird also auf unterschiedlichen Ebenen strukturiert und gestaltet.

Nähe und Distanz verändern ihre Gestalt oder das Medium, in dem sie erscheinen. Einerseits kann mit dem Verhältnis von Nähe und Distanz etwas Körperliches, Räumliches oder Zeitliches gemeint sein, das sich auf der Ebene unserer Wahrnehmung und unserer leiblichen Vollzüge abspielt. Andererseits kann damit auch eine diskursive Unterscheidung gemeint sein, im Sinne der Differenz zwischen einem allgemeinen, objektiven Urteil und dem Versuch, das Spezifische, das unverwechselbare Anliegen des Anderen zu verstehen und nachzuvollziehen. Wie nahe oder wie weit entfernt voneinander sind Positionen, Sichtweisen innerhalb einer freundschaftlichen Beziehung? Natürlich kann mit Nähe und Distanz auch die emotionale Verbindung gemeint sein. Meist fühlt man sich sehr nahe und verbunden. Manchmal hingegen schmerzt einen die gefühlsmäßige Distanz des Freundes oder der Freundin – und vielleicht versteht man erst viel später, wie wichtig es war, dass einen der oder die Andere in dieser Situation nicht im Selbstmitleid bestärkt hat.

Praktische Philosophie: vernunftgeleitetes Entscheiden und Handeln

Hinter den Fragen, die auf den ersten Zeilen dieses Kapitels versammelt sind und Sie auffordern, hinter die Kulissen unseres Umgangs mit persönlichen Beziehungen zu blicken, verbergen sich philosophische Problemstellungen. Diese Problemstellungen fallen in den Bereich der praktischen Philosophie. Letztere bemüht sich um ein Verständnis *menschlichen Entscheidens* und *Handelns* als einer vernunftbasierten Tätigkeit. Dass Handeln als vernunftbasiertes betrachtet wird, heißt indes noch nicht, dass wir über einen klar abgegrenzten Begriff von Vernunft verfügen. Steht „Vernunft“ als das Rationale im Gegensatz zum „Gefühl“ als dem Irrationalen? Sollen wir von unseren Gefühlen absehen oder Abstand nehmen, wenn wir vernunftgeleitet handeln wollen? Bedeutet rationales Handeln, dass wir uns an der Berechenbarkeit und Beherrschbarkeit der Folgen unserer Handlungen orientieren? Oder sollen wir

auch die Zwecke und Absichten des Handelnden in unsere Bewertung der Vernünftigkeit einer Handlung einbeziehen (Gosepath 1999)? Mit dieser Unterscheidung haben wir zwei gegensätzliche Auffassungen von praktischer Vernunft benannt. Aus diesen Auffassungen ergeben sich dann auch gegensätzliche Orientierungen für das konkrete Handeln, wie wir noch sehen werden.

Ist es überhaupt möglich, Gefühle *nicht* einzubeziehen, wenn es sich um persönliche Beziehungen handelt, die ja auch wesentlich durch eine affektive Verbundenheit gekennzeichnet sind? Geschieht nicht alles Gute in Beziehungen im besten Fall aus (Zu-)Neigung und nicht aus Verpflichtung? Und wenn dem so ist, heißt dies, dass es innerhalb persönlicher Beziehungen gar nicht um moralische Fragestellungen gehen kann, weil diese ja einen unparteilichen, von der konkreten Person und Situation unabhängigen Standpunkt zur Beurteilung von Handlungen und Entscheidungen erfordern? Müssen Handlungen nicht vergleichbar gemacht werden, damit wir überhaupt ein moralisches Maß an sie anlegen können, ein Kriterium für deren Beurteilung? Oder kann man ein Kriterium, und das heißt eine Rechtfertigung, für eine bestimmte Handlung nur aus der Situation heraus entwickeln?

Was tun wir, wenn wir in einer Nahebeziehung versuchen, der anderen Person *gerecht zu werden*? Wir stellen Ansprüche und Anforderungen an uns selbst und an die Anderen. Wir denken nicht nur in aller Stille in moralischen Begriffen über das nach, was uns in Beziehungen passiert, sondern thematisieren dies zuweilen auch im Gespräch mit Freunden. Was bedeutet Fairness in einer Freundschaft? Wie ausgeglichen ist das Verhältnis von Geben und Nehmen im Sinne von Aufmerksamkeit und Interesse, von Fürsorge und Unterstützung? Wie lässt sich Gegenseitigkeit herstellen, ohne dass man einander ständig vorrechnet, wer was für den Anderen getan hat? Andernfalls würde man in einer Beziehung enden, die auf ökonomischem Kalkül aufbaut. Wie bauen wir uns in unseren Freundschaften dann aber ein gemeinsames Verständnis von Gegenseitigkeit auf? Welche Maßstäbe entwickeln wir dafür? Und bauen nicht gerade diese Maßstäbe auf unserer Gefühlswelt auf, auf Erwartungen, die mit unseren emotionalen Bedürfnissen nach Nähe, Geborgenheit, Anerkennung und Verstanden-Werden zu tun haben?

Dass wir einander Freund:innen sind, dass wir mit unseren Verwandten Beziehungen leben, weicht eine Trennlinie auf, die für moralische Überlegungen eine wichtige Rolle spielt: diejenige zwischen unpersönlicher, am Allgemeinen

orientierter und in diesem Sinne unspezifischer Vernunft auf der einen Seite und der konkreten, affektiven, spezifischen Verbundenheit, der an eine bestimmte Situation gebundenen persönlichen Beziehung auf der anderen Seite.

Ist die affektive Verbundenheit immer etwas Spezifisches, das sich nur in einer konkreten Situation, in Bezug auf eine konkrete Person (oder ein Tier) herausbildet? Man mag darüber streiten, ob das Einfühlungsvermögen eine Fähigkeit ist, die allen Menschen gemeinsam ist, und ob es eine Grundlage für moralisches Urteilen und Handeln abgeben kann. In der Philosophie hat sich im 18. Jahrhundert eine Auseinandersetzung über moralische oder ethische Gefühle entsponnen. Nicht bloß Gesetze, Normen, Vorschriften stellen zwischen den Menschen eine moralische Verbindung her, sondern auch das Gefühl. Anders gewendet, es ist uns gar nicht möglich, moralische Überlegungen anzustellen, ohne auch unsere Gefühlswelt zu betrachten. Das Gefühl der Dankbarkeit, der Schuld, der Verbundenheit, all dies ist von moralischer Relevanz. Ohne darauf einzugehen, erblicken wir nicht das Netz der Abhängigkeiten und Ansprüche, das vor allem unsere Nahebeziehungen ausmacht. Andererseits wissen wir aus unserer Kindheit und vor allem wissen es Eltern aus mühsamer Erziehungsarbeit, dass Gefühle wie Dankbarkeit, Schuld und Verbundenheit sich in einem langen Entwicklungsprozess herausbilden, sodass auch hier die Ebene des unmittelbaren Fühlens mit den sozialen und symbolischen Formen eng verwoben ist.²

Im 18. Jahrhundert bezeichnete man das, was man heute unter dem Begriff der *Empathie* zusammenfasst, als „Sympathie“. Die griechische Wurzel dieses Wortes macht deutlich, worum es geht: *sym-pathein*, mit-(er)leiden. Wir haben keine direkte Erfahrung von den Gefühlen des Anderen, und doch können wir uns nicht nur auf der Ebene des Denkens, des rationalen Nachvollziehens, in den Anderen hineinversetzen, sondern eben auch auf der Ebene des Affektiven. Wie es möglich ist, dass wir nicht nur *mitdenken*, sondern auch *mitleiden* im Sinne der Teilhabe an der Freude und dem Leid anderer, dazu haben zunächst die Philosophie und später die Psychologie bis hin zu den Neurowissenschaften komplexe Theorien entwickelt (Zaki 2019). Im 18.

2 Es waren nicht nur Schriftsteller, sondern auch Philosophen wie Friedrich Nietzsche oder der Gründer der Psychoanalyse Sigmund Freud, die auf die negativen, lebensfeindlichen und pathologischen Auswirkungen der moralischen Erziehung und Disziplinierung hinwiesen, auf die verheerenden Auswirkungen des Schuldgefühls und der Abhängigkeit.

Jahrhundert bereits untersuchte Adam Smith systematisch das Vermögen des Menschen, auf einer Gefühlsebene das nachzuvollziehen, was im Anderen aufgrund einer bestimmten Situation vorgeht.

„Man mag den Menschen für noch so egoistisch halten, es liegen doch offenbar gewisse Prinzipien in seiner Natur, die ihn dazu bestimmen, an dem Schicksal anderer Anteil zu nehmen, und die ihm selbst die Glückseligkeit dieser Anderen zum Bedürfnis machen, obgleich er keinen anderen Vorteil daraus zieht, als das Vergnügen, Zeuge davon zu sein.“ (Smith 1759, 5)

Die Tatsache, dass wir dem Schicksal der Anderen nicht gleichgültig gegenüberstehen, macht den Bereich der Gefühle insgesamt zu einer moralischen Dimension unserer Erfahrung, unseres Lebens: Wir fragen nämlich, indem wir uns einfühlend dem Anderen annähern, nach dem Grund und damit nach der Berechtigung dieser Gefühle. Dem Anderen gerecht zu werden bedeutet demnach einen Vollzug, der die Ebene des Emotionalen voraussetzt. Nur über das Einfühlen, das emotionale Nach- und Miterleben kann es zu einem Mitdenken kommen, zu einem rationalen Nachvollziehen und Bewerten der Gründe für ein bestimmtes Gefühl, eine Reaktion, einen emotionalen Zustand eines Anderen. Beides spielt also eine Rolle: die kognitive, rationale Seite des Urteilens und die empathisch-affektive Seite des gefühlsmäßigen Nachvollziehens.

Wie die kalkulierende Rationalität, das Berechnen der Handlungsfolgen nach einem angenommenen Nutzen, dem Leben einer Freundschaft nicht angemessen wäre, ist auch nicht jedes Gefühl als Gefühl schon ein berechtigtes. Wer sich in der Gestaltung seiner sozialen Beziehungen allzu berechnend verhält, wird wohl keine rechten Freundschaften schließen. Ebenso werden echte Freund:innen uns darauf hinweisen, wenn sie der Auffassung sind, dass unser zur Schau gestelltes Leid nicht angemessen ist oder unsere Freude keine Rücksicht auf das Empfinden anderer nimmt. Ein guter Freund lässt es nicht zu, dass wir in Selbstmitleid versinken und alle Leichtigkeit verlieren, sowie sich Freund:innen zurückziehen werden, wenn sie begreifen, dass wir ihre Nähe vor allem gesucht haben, weil wir uns etwas Bestimmtes davon versprechen. Rationalität im Handeln und der Ausdruck von Gefühlen werden auch in Nahebeziehungen befragt und erweisen sich als adäquat oder unangebracht.

Eine Frage, die daraus folgt und die zumindest einen moralischen Anklang hat, ist die nach der Berechtigung des Bedürfnisses nach Nähe. Sie hat aber

auch einen ökonomischen Anklang. Denn es geht nicht nur darum, einen Anspruch gegen einen Anderen abzuwägen: „Was wiegt dein Bedürfnis nach Nähe im Verhältnis zu dem einer anderen Person, die mich vielleicht gerade braucht.“ Es geht auch um das rechte Maß, wie wir bereits formuliert haben. Geben und Nehmen beinhaltet nie nur die Frage, ob man geben soll bzw. nehmen darf oder nicht, und auch nicht nur die Frage, wer gibt und wer nimmt bzw. wer alles nichts bekommt, wenn wir jemand Bestimmtem etwas geben. Es beinhaltet auch die Frage, wie viel man einander gibt und in welcher Qualität: an Aufmerksamkeit, Verständnis, Zuwendung, Berührung usw.

Wenn eine persönliche Nahebeziehung etwas ist, das man gemeinsam gestiftet hat und über die Zeit auch gemeinsam erhält, dann stellt sich auch die Frage nach geteilten Gefühlen. Auf welche Weise und in welchem Ausmaß ist es möglich und gut, gemeinsame Gefühle zu durchleben, sich darüber auszutauschen und dadurch verbunden zu sein? Wir teilen nicht nur Gedanken, wir teilen Gefühle, wenn wir einander wirklich nahe sind.

Um tiefer zu ergründen, wie Vernunft praktisch wird und was praktische Vernunft ist, müssen wir auch alle mit dem menschlichen Handeln verbundenen Begriffe bestimmen: Welche *Gründe* bzw. *Motive* leiten unser Entscheiden und Handeln unter der Voraussetzung, dass wir vernunftbegabte Wesen sind? Welche *Ziele* bzw. *Zwecke* verfolgen wir, welche *Mittel* setzen wir zu ihrer Erreichung ein? Was sind eigentlich Entscheidungen und Handlungen, wie grenzt man ihre Bedingungen und Auswirkungen ein?

Um dies mit einem Bild zu umschreiben: Wir bewegen uns entlang der Grenze zwischen zwei verschiedenen Elementen, so als würden wir eine Küste oder einen Strand entlang wandeln. Das eine Element, das Wasser, lässt uns den Blick nach vorne richten. Es eröffnet uns die Sphäre der zu realisierenden Ziele oder Zwecke. Blicken wir aufs offene Meer hinaus, so versuchen wir, die Folgen unserer absichtsvollen Handlungen zu entdecken und zu bewerten.

Das andere Element, der Boden, liegt hinter und unter uns und hat mit den Gründen bzw. Motiven zu tun. Die Mittel, die wir durch unser Handeln hervorbringen, entwerfen wir vom vermeintlich sicheren *Grund* aus, und doch können sie nur über die Projektion in das unabsehbare Blau des Wassers und des Horizonts ihre Wirksamkeit entfalten. Genau besehen erweist sich jedoch der Boden, der Grund, von dem aus wir unser Handeln entwerfen, als ebenso unsicher, als unter- und hinter-, manchmal auch als abgründig. Was ist das

wahre Motiv hinter einer Handlung? Wie sind Beweggründe einzugrenzen bzw. mit Gewissheit festzustellen?

Wenn wir über menschliches Handeln nachdenken, versuchen wir den Blick auf das, was sich hinter diesem Handeln abspielt, also den Blick auf den Urheber von Handlungen und dessen Gründe, mit dem Blick nach vorne zu verbinden – auf die Ziele und beabsichtigten Folgen des Handelns sowie auf diejenigen Auswirkungen, die wir weder beabsichtigt noch geplant haben. Wenn wir über Gründe und Ziele Bescheid wissen, erkennen wir dann den Wert des Handelns? Wir werden – wie bereits angedeutet – sehen, dass die Frage nach dem Wert von Beziehungen nicht beantwortet ist, wenn wir über die Gründe und Ziele reflektieren, die innerhalb dieser Beziehungen wirken, angestrebt oder verwirklicht werden. Wir leben Beziehungen nicht, *weil* dies erstrebenswert wäre, bzw. erschöpft sich der Wert einer Beziehung nicht darin, dass ich mir als *Ziel* setze, sie zu leben. Eine solche Perspektive verbleibt auf der Ebene der Allgemeinheit, ohne uns die Bedeutung des Lebens von Beziehungen zu erschließen, denn dies ist nur im gemeinsamen Vollziehen, in einer bestimmten Situation möglich. Motive oder Ziele spielen in vielen Beziehungen eine Rolle, doch reichen sie nicht an die Ebene des Werterlebens oder Wertschätzens heran, die mit dem Leben von persönlichen Beziehungen immer mitgegeben ist.

Zunächst ist es jedoch wichtig, zu klären, welche moralischen Ansprüche mit dem Leben von Beziehungen verbunden sind, denn wir entwickeln durchaus Vorstellungen davon, wozu wir in den Beziehungen verpflichtet sind bzw. wie gute Beziehungen aussehen sollten. In Kapitel 2 soll es deshalb um die Natur dieser Fragestellungen gehen und darum, wie die Philosophie diese Fragestellungen angeht. Was ist das Moralische an Beziehungen? In Kapitel 3 führe ich dann jene philosophische Perspektive ein, die uns in Richtung der Frage bringt, was der Wert von Beziehungen unabhängig von den Verpflichtungen, Anforderungen, Wünschen und Zielen ist, die wir mit ihnen verbinden.

EPILOG

Wir haben dieses Buch mit einer Zuspitzung begonnen. Diejenigen, die sich von meinen auf diese Zuspitzung folgenden Überlegungen zu Nähe und Distanz weder beeindrucken noch beirren ließen, haben gleich erkannt, was auf dem Spiel stand: „Karriere oder Freundschaft“, oder „Karriere oder Familie“. Und dann folgte Kapitel auf Kapitel mit Erläuterungen dazu, wie die Philosophie mit einer so klaren und einfachen Alternative umgeht. An irgendeiner Stelle tauchte dann auch eine Art Lösung für dieses Entscheidungsproblem auf, doch konnte man sich leicht verlieren in den mäandernden Überlegungen zum Wert persönlicher Beziehungen, im Hin und Her zwischen den Gründen und Folgen von Handlungen, zwischen einer Perspektive, die den Vergleich zwischen Alternativen notwendig macht, und einer konträren Sichtweise, die sich jeglichen Vergleich mit Alternativen verbittet, wenn es um so wichtige Dinge wie Freundschaft geht.

Was können Sie außer den praktischen Reflexionsübungen, die sich auf das eigene Leben bezogen haben, für den Beziehungsalltag in Freundschaft, Familie und Beruf mitnehmen? So fragen Sie sich vielleicht etwas erschöpft. Dass das mit dem Abwägen verschiedener Güter gegeneinander doch nicht so einfach ist? Sie werden berechtigterweise sagen, dass Sie das auch vorher schon wussten. Vielleicht lassen Sie mich dennoch in diesem Nachwort versuchen, Ihnen einige letzte Gedanken zum Praktischwerden des philosophischen Denkens mitzugeben.

Der Rückgriff auf die antike Konzeption einer guten Beziehung (*philia*) diente unter anderem auch dazu, eine erstaunliche Kontinuität – eben nicht nur im Denken, sondern auch – im Erleben und Gestalten des Wertes persönlicher Beziehungen freizulegen. Nun könnte man einwenden, das Feststellen einer solchen Kontinuität sei auch nur eine praxisferne gedankliche Übung. Dagegen möchte ich vorbringen, dass wir uns – weil diese Kontinuität des Erlebens und Bewertens so erstaunlich ist – durchaus in praktischer Hinsicht bei der griechischen Philosophie bedienen können. In ihrer Ausformulierung durch Aristoteles besagt diese nämlich nichts anderes, als dass alle menschliche Anstrengung, soll sie wohl geraten, eine Sache der Übung ist, der Einübung in gute Gewohnheiten, in jene Gesten, Sprech- und Handlungsweisen, durch die wir bestimmte Haltungen nicht bloß demonstrativ vor uns hertragen, son-

dern tatsächlich verkörpern (*hexis*). Eben deshalb ist es wichtig, das Üben nicht aufs Geratewohl zu vollziehen, sondern die eigene Praxis des Lebens von Beziehungen zu reflektieren – anhand von Begriffen, die wiederum in unseren leiblich-geistigen Vollzügen konkret werden. Es ist nicht irgendeine abstrakte Nähe, sondern diese bestimmte Nähe, die wir in dieser Beziehung vollziehen und die sich von der Nähe in jeder anderen Beziehung unterscheidet, hinsichtlich ihrer Intensität und Entwicklung und vieler anderer Eigenschaften. Dies trifft auch für die Distanz zu bzw. für das Verhältnis dieser beiden Weisen des Sich-Zueinander-Verhaltens, des Zueinander-Seins.

Einige Begriffe und Denkweisen zur Beschreibung und Reflexion von Beziehungen haben wir im Rahmen dieses Buches kennengelernt. Worin aber liegt der praktische Sinn, mit diesen Begriffen zu arbeiten? Eine solche Begriffsarbeit kann uns unter Umständen helfen, unsere Einstellung zu bestimmten Ereignissen, Situationen oder Problemen innerhalb einer Beziehung zu hinterfragen und zu verändern. Es macht zum Beispiel einen Unterschied, ob ich mich in einer konkreten Situation, mit einer Entscheidung oder einem Problem konfrontiert, nur um die Betrachtung von Handlungsfolgen kümmere oder die Mühe auf mich nehme, die Stimmigkeit einer Handlung oder eines Verhaltens innerhalb der Sinnhorizonte nachzuvollziehen und zu überprüfen, die ich in dieser konkreten Situation in Bezug auf diese konkrete Person (oder Gruppe von Personen) vorfinde. „Stimmigkeit“ bedeutet, dass ich mich in der reflexiven Einstellung dem Vollzug des Handelns und Entscheidens in seinem leiblich-geistigen Offenbarwerden zuwende, dass ich nicht nur auf der Ebene einer aufrechnenden und damit auch unkörperlichen Rationalität, sondern in der lebendigen, verkörperten Vernunft die Gesten, Handlungen und Worte der Person aufnehme und nachvollziehe, diese verstärke oder ihnen auch Widerstand entgegensetze. Nur so kommen wir zu einem tieferen Verständnis unseres wechselseitigen Mit-Seins, das im besten Fall ein Miteinander-Sein wird.

Darüber hinaus ist es nicht nur nützlich, sondern (wie Marilyn Friedman es ausdrückt) verführerisch, in die Welt der Werthaltungen unserer Freund:innen einzudringen, sich von diesen inspirieren und provozieren zu lassen. Es macht dabei nichts, ob wir in diesen Werten nahe beieinander liegen oder ob uns Welten in unserer Sicht auf Werte trennen. In beiden Fällen gibt es etwas zu lernen, wenn man nur genau hinschaut – und nicht aufhört, sich mit den

Anderen darüber zu verständigen. Daran wird auch deutlich, was es heißt, dass wir Beziehungen leben, aber nicht über sie verfügen. Sie verändern uns, durch sie machen wir transformative Erfahrungen; solche, die uns erschüttern, die in unserer inneren Landschaft keinen Stein auf dem anderen lassen, oder solche, die uns über lange Zeit leise, unmerklich verändern. Dasselbe bewirken wir natürlich auch in den Personen, mit denen wir in enger Beziehung stehen. Darauf – auf nichts anderes – verpflichten uns unsere Nahebeziehungen. Auf das konkrete Nachvollziehen des Lebensvollzugs der Anderen, auf das Einander-Rechenschaft-Ablegen, auf das Sich-dem-Anderen-immer-wieder-Öffnen. Moral bedeutet nichts, wenn sie nicht wächst und gedeiht. Wenn sie nicht immer wieder aufs Neue eingeübt wird.

Bei aller Anstrengung, den konkreten Vollzug einer Beziehung von der Vergleichbarkeit der Handlungsfolgen abzugrenzen, dürfen wir aber nicht das notwendige Haushalten mit unseren Kräften vergessen. Auch dies verstehen wir besser, wenn wir auf den griechischen Ursprung der Freundschaft zurückgehen. Der Prozess des Zu-gehörens (*oikeiosis*) im Sinne des Vertrautwerdens und der Aneignung bedeutet gelebte Sorge um den Anderen, aber auch das Einander-Messen an den selbstgestellten Ansprüchen. Hier verschränken sich die Sorge um sich selbst (*philautía*) und die Sorge um den Anderen (*philia*). Wie viel und was bin ich fähig, dem Anderen zu geben? Wie viel und was bin ich bereit, zu geben? Wie viel und was soll oder darf ich einfordern? Hier ist es nicht nur erlaubt, sondern auch wichtig, die Betrachtung der Handlungsfolgen einzubeziehen, also jenen Standpunkt, den wir mit Elizabeth Anderson aus der Bestimmung des Wertes von Beziehungen ausgeschlossen haben.

Persönliche Beziehungen sind ein Geben und Nehmen und dabei steht viel auf dem Spiel. Besonders im beruflichen Feld, aber auch bei Freundschaften muss die Rechnung stimmen. Nicht im Sinne einer Berechnung ökonomischer Art, also im Sinne eines kalkulierenden Herangehens an Beziehungen: Welchen Vorteil bringt mir die Beziehung zu dieser oder jener Person, mit welchen Nachteilen ist sie verbunden? Freundschaften kann man sich nicht erschleichen oder erschummeln. Das Vertrauen von Kolleg:innen kann man weder erzwingen noch es sich erkaufen oder durch Manipulation erwerben. Früher oder später merken die Menschen, ob man es damit ernst meint und ob man sich an gemeinsame Werte hält. Dass die Rechnung stimmen muss, bezieht sich eher auf die zuteilende Gerechtigkeit innerhalb der Beziehung. Die

zuteilende oder verteilende Gerechtigkeit behandelt als Anspruch die Frage, wem wieviel oder was gerechtfertigt zusteht. Daher waltet in unseren Beziehungen, da es sich um einen ständigen Austausch handelt, die Frage nach dem rechten Maß. Dies betrifft die verschiedenen Formen der Zuwendung, wie etwa die Aufmerksamkeit, die Verteilung der Redezeit und affektiven Energie im gemeinsamen Vollzug. Wenn einer sich zu viel herausnimmt, wenn die Probleme einer Person den gesamten Raum innerhalb einer Beziehung einzunehmen beginnen, gerät die Freundschaft oder die berufliche Beziehung auf eine schiefe Ebene. Auch gibt es Situationen und Lebenslagen, in denen die Beanspruchung durch andere ein Zuviel bedeutet, eine unzumutbare Belastung, die durch keinen Verweis auf den prinzipiellen Wert dieser Beziehung gerechtfertigt werden kann. Vielmehr gilt es im Sinne der verteilenden Gerechtigkeit, für eine Entlastung zu sorgen, entweder durch eine Umverteilung der Belastungen, durch Einbeziehen anderer oder andere Formen des Schutzes oder der Betreuung der überlasteten Person.

Um Beziehungen im Sinne der verteilenden Gerechtigkeit nachhaltig zu gestalten, bedarf es nicht nur wertbasierter oder vertrauensvoller Einstellungen, sondern einer Praxis, die diese Einstellungen und Weisen des Wertschätzens stabilisiert. Einerseits haben wir gesehen, dass eine solche Praxis sich dann einstellt, wenn diese als gemeinsames Lernen verstanden wird, egal ob in beruflichen Kontexten oder innerhalb einer Freundschaft. Andererseits ist eine nachhaltige Zusammenarbeit nur dann zu erwarten, wenn es über das Streben nach der Durchsetzung der jeweiligen Eigeninteressen hinaus ein davon unterschiedenes Interesse an der Praxis gibt. Auch hier lassen sich Verbindungen zur antiken Konzeption der guten Beziehung herstellen. Diese ist durch dauerhafte Wechselseitigkeit definiert, und zwar unabhängig vom Nutzen oder dem Lustgewinn, den sie sonst noch bereithalten kann. Sie hat ihren Grund in sich selbst, d. h. es gibt ein Interesse an der Beziehung als Gut, nicht um eines anderen Gutes willen. Keine kooperative Praxis kommt ohne diese Ebene aus, denn es gäbe dann niemanden, der sich für die Aufrechterhaltung der Werte einsetzen würde, die diese Praxis zusammenhalten.

Schulen zum Beispiel basieren auf einer Praxis des Vertrauens, wenn Eltern ein Interesse daran haben, dass alle Kinder von guten Lehrer:innen unterrichtet werden, und nicht bloß daran, dass ihr eigenes die beste Betreuung erhält. Bürger:innen sollten ein Interesse daran haben, dass die Organe der

öffentlichen Verwaltung oder im Gesundheitsbereich allen Betroffenen gute Leistungen zur Verfügung stellen, nicht bloß ihnen selbst. Handwerker:innen werden eher weiterempfohlen, wenn sie generell gute Arbeit leisten, nicht nur für die, die ihnen mehr zahlen als andere. Umgekehrt impliziert dies, dass ihre Arbeit auch allgemein wertgeschätzt wird, über die Leistung hinaus, die sie für einen bestimmten Auftraggeber vollbringen. Das sind nur einige äußerst vereinfacht dargestellte Beispiele dafür, was es heißen kann, Einzelinteressen mit einer kollektiven Praxis des Vertrauens zu verbinden. Wir haben mit Annette Baier gesehen, dass institutionelle Arrangements vor allem dann Vertrauen schaffen, wenn sie Machtverhältnissen und Beziehungen der Ungleichheit etwas entgegensetzen, wenn sie Schwächere schützen und fördern und die Interessen der Mächtigen einschränken. Ein weiterer Punkt, der in Bezug auf Vertrauensbeziehungen wichtig ist, betrifft das Lernen. Dies wird am Beispiel der Eltern-Kind-Beziehung deutlich. Die anfänglich vollkommene Abhängigkeit der Kinder verwandelt sich in eine wachsende Autonomie. Damit eine Vertrauensbeziehung weiterhin möglich ist, müssen auch die Eltern lernen, mit dieser Autonomie umzugehen und den Kindern immer mehr Spielräume zuzugestehen.

Die Kommunikationstechnologien wie die sozialen Netzwerke oder die Plattformen und Programme für Videokonferenzen, die ich in diesem Zusammenhang *Interaktionstechnologien* genannt habe, eröffnen neue Räume, die wir in den letzten Jahren in unsere lebensweltlichen Vollzüge integriert haben. Die mit diesen neuen Technologien verbundene Verfügbarkeit ermöglicht uns, Beziehungen über physische Räume hinweg zu führen, uns auf ganz neue Weise in Bildern und Zeichen auszudrücken. Mit diesen Technologien verändert sich unser Verhältnis zu uns selbst, unser leibliches Erleben. Dennoch dürfen diese zusätzlichen Möglichkeiten nicht darüber hinwegtäuschen, dass wir Beziehungen zu Menschen nicht wählen wie Produkte oder Dienstleistungen auf einem Markt. Beziehung heißt Begegnung. So verstanden, eröffnet uns die virtuelle Realität zwei Weisen der Variation unserer Lebenswelt. Wir können diese erweitern, indem wir uns virtuellen Communities anschließen und über die Verwendung von Avataren soziale und kulturelle Barrieren überwinden. Und wir können unsere Lebenswelt erproben, in interaktiven Erfahrungen mit virtuellen Agenten, also Interaktionspartnern, die auf maschinellem Lernen basieren. Das bereichert unsere Beziehungswelt, birgt aber

auch die Gefahr, dass Menschen sich in diesem zweiten Leben, in diesen parallelen Welten verlieren. Die virtuelle Realität soll und kann die Lebenswelt nicht ersetzen.

Immer wieder und aufs Neue sind wir in persönlichen Beziehungen deshalb aufgefordert, das Unverwechselbare, nicht Ersetzbare in dem oder der Anderen zu entdecken. Es ist nicht irgendeine Geschichte, die uns mit ihm oder ihr verbindet, sondern diese bestimmte, die wir gemeinsam entwickeln und aus der wir gemeinsam lernen können.

Wir leben persönliche Beziehungen, doch verfügen wir nicht über sie. Dies bedeutet, dass wir uns in diesen Beziehungen angreif- und verletzbar machen. Nur so können wir uns auf andere Menschen einlassen und in der Beziehung zu ihnen wachsen. Freundschaft, Liebe, Elternschaft oder Kindsein, aber auch berufliche Beziehungen sind nicht ohne diese Verletzbarkeit denkbar. Der Wert, den Beziehungen für uns haben, wird erfahrbar, wenn wir uns in der Begegnung mit den Anderen öffnen und die Beziehung selbst als offene und gemeinsame Geschichte erleben.

Klaus Neundlinger

**Warum wir füreinander
wichtig sind**

Text & Dialog
www.text-dialog.de

